

~~Nekr~~ C 0013

Karl Ad. Cornelius

1819 - 1903



Karl Adolf Cornelius.

Von

Moriz Ritter.

Am 10. Februar 1904 läuft das erste Jahr seit dem Tode von K. A. Cornelius ab. Eine Zeitschrift für bayerische Geschichte darf an dem Andenken dieses hervorragenden Geschichtslehrers der Münchener Universität nicht vorübergehen. Gern bin ich daher der Aufforderung gefolgt, auf Grund von Erinnerungen, die teils meinem persönlichen Verkehr, teils den Mitteilungen älterer, meist nicht mehr lebender Freunde entstammen, einige Züge zur Charakteristik des Verstorbenen zusammenzustellen.¹⁾

Karl Adolf Cornelius (geb. 12. März 1819) ging aus einer Künstlerfamilie hervor: sein Vater war ein Schauspieler, der seine Kunst mit idealem Sinn erfaßte, sein Oheim, der dem Neffen bis zum Ende seine besondere Zuneigung schenkte, war der gewaltige Maler. Er selber wurde für den Gelehrtenberuf bestimmt, und wie die Mittel in dem Künstlerhaushalt knapp waren, so mußte er die Zeit der kostspieligen Vorbereitung nach Möglichkeit abkürzen. Mit 17 Jahren zog er vom Gymnasium zur Universität, mit 21 Jahren trat er, versehen mit einem Oberlehrerzeugnis, in dem Deutsch und²⁾ Geschichte als Haupt-

¹⁾ Als bekannt möchte ich bei meinen Lesern den mit Wärme und feinem Verständnis geschriebenen Aufsatz von K. Th. Heigel in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1903 Nr. 184, 85 voraussetzen. Für äußere Daten verweise ich ferner auf Bender, Geschichte der phil. und theol. Studien in Ermland (1868) S. 170. Eine Charakteristik des Lehrers und Schriftstellers giebt W. Goetz in der Historischen Vierteljahrschrift 1903 S. 449.

²⁾ So ist nach meiner an Herrn Gymnasialdirektor Alens zu Emmerich gestellten Anfrage und dessen freundlicher Antwort in Heigels Aufsatz zu lesen, statt „deutsche Geschichte“.

fächer erschienen, sein Probejahr als Gymnasiallehrer an, und mit 22 Jahren wurde er als Hilfslehrer am Gymnasium zu Emmerich, mit 25 Jahren als ordentlicher Lehrer in Koblenz angestellt.

Er trat in die Welt als ein junger Mann, der auffiel, wo er sich zeigte: schlank von Wuchs, das fein geschnittene, blasse Antlitz durch leuchtende Augen und tief schwarze Haare gehoben, in seiner Rede kraftvoll bis zur Berwegenheit, aber immer zum Ziel treffend und gewählt, mit einem Organ von prächtigem Klang, dazu in Kleidung und Haltung einigermaßen nachlässig wie ein junger Maler, und dann wieder, wenn er sich zusammennahm, leicht etwas geziert, gleichsam mit einem Anflug dramatischer Kunst; er war im vollen Sinne, was man im geselligen Verkehr interessant zu nennen pflegt. In seinem Beruf gewann er alsbald hohe Anerkennung, sowohl als Lehrer wie als Charakter: er ist ein vorzüglicher Lehrer und höchst ehrenhafter Mensch, schrieb der Schulrat Landsfermann; er ist, so bemerkte bei Gelegenheit eines kleinen Konfliktes der Oberregierungsrat Halm, ein rechtschaffener Mann und keiner Lüge fähig¹⁾. Aber er kannte auch Interessen, die außerhalb seines Berufes lagen. In seinem Vaterhaus und seinem Studium waren ihm die Schöpfungen großer Dichter nahe getreten; in das Verständnis und den Genuß der poetischen Literatur, der deutschen wie der fremdländischen, einzudringen, blieb fortan eine seiner liebsten Beschäftigungen, und wenn ihm auch nicht, wie seinem jüngern Bruder, die Gabe künstlerischer Produktion zuteil geworden war, so wußte er doch als glänzender Vorleser den Werken der Dichter Klang und Leben zu verleihen. Daneben verleugnete er nicht den fröhlichen Rheinländer²⁾: in ausgewähltem Männerkreise anregende Gespräche zu führen, joviale Scherze auszutauschen und die Stimmung mit vinum bonum zu erhöhen, hat immer zu seiner Lebenskunst gehört und wurde damals im Hochgefühl der Jugend ge-

¹⁾ Nach den aus den Akten des Prov. Schulkollegiums entnommenen gültigen Mitteilungen des Herrn Geheimrats Dr. H. Deiters.

²⁾ Nach dem Ort seiner Geburt war Cornelius ein Würzburger; aber das hing mit dem wechselnden Aufenthalt seines Vaters zusammen.

übt. Man konnte darum auch bei oberflächlicher Beobachtung zweifeln, ob er mehr Schöngeist als Gelehrter sei, und ob er zu den Naturen gehöre, denen die Zukunft besondere Sorgen bereitet. Aber in der Tiefe arbeitete in ihm der Drang nach selbständiger wissenschaftlicher Forschung und nach einer Stellung, die diesem Verlangen entsprach. Sein Glück wollte, daß es ihm dabei an äußerer Förderung nicht gebrach.

Theodor Brüggemann, erst ein hervorragender rheinischer Schulmann, dann im Jahr 1843 zum vortragenden Rat in der katholischen Abteilung des Kultusministeriums ernannt, hatte sich in demselben Jahr, da Cornelius geboren wurde, mit einer Tante desselben vermählt. Selbst kinderlos, nahm er den Neffen seiner Frau als Tertianer nach Koblenz in sein Haus und behielt ihn bei sich, bis er die Universität bezog. An Brüggemann hatte Cornelius fortan einen väterlichen Berater und nebenbei einen mächtigen Gönner. Der erste Beweis dieser Fürsorge war, daß er im Jahr 1846, ohne daß er einen akademischen Grad gewonnen oder eine Zeile geschrieben hatte, die Stelle des Dozenten der Geschichte und Literatur an dem Lyzeum zu Braunsberg erhielt. Hiermit betrat Cornelius die Vorstufe des akademischen Berufes, und nun ließ es ihm keine Ruhe, bis er völlig in denselben eintrat. Was ihn dabei ermutigen konnte, war der Umstand, daß man an einigen Universitäten, die in vorwiegend katholischen Gebieten lagen, das Fach der Geschichte doppelt, mit einem Protestanten und einem Katholiken, zu besetzen suchte, und daß fähige Historiker, die wirklich zur katholischen Kirche hielten und doch ohne vorgefaßte Tendenz forschten und lehrten, schwer zu finden waren. Aber ein Beweis von Selbstvertrauen und hohem Sinn war es doch, daß der mittellose junge Mann die Stelle, die ihn nährte, nach dreijährigem Besiß preisgab, um seine Doktorpromotion nachzuholen und sich im Januar 1852 in Breslau als Privatdozent der Geschichte zu habilitieren.

Schon hatte er jetzt auch das Gebiet seiner selbständigen Forschung abgesteckt. Als er während seiner Studienjahre sich an den historischen Übungen Ranke's beteiligte, gewann er als

tüchtiger Schüler dessen Gunst und erfuhr selber von den gerade gegen Schluß seiner Studien (1839—40) erscheinenden drei ersten Bände der Reformationsgeschichte eine bestimmende Einwirkung. Die Reformationsgeschichte stand fortan im Mittelpunkt seiner Arbeiten, und innerhalb derselben fand er einen Abschnitt, der ihn sowohl wegen seiner eigenartigen Bedeutung, als auch darum anzog, weil hier nach den Vorschriften seines Lehrers der Durchbruch von der jüngeren zur ältesten Schicht der Überlieferung erst vorzunehmen war: es war die Geschichte des Ursprungs und Untergangs des Reiches der Wiedertäufer in Münster. Dem Nachweis, daß die hierüber vorliegenden Quellen abgeleitet und getrübt seien, galt gleich seine Doktordissertation vom Jahr 1850. Zwei Jahre später konnte Ranke in der dritten Auflage seiner Reformationsgeschichte bereits auf eine Sammlung der echten „Denkmale aus dieser Zeit“ hinweisen, welche Cornelius ihm größtenteils schon handschriftlich mitgeteilt habe: „sie wird sehr merkwürdig werden; für die neue Bearbeitung dieses Abschnittes ist sie mir sehr nützlich gewesen.“ Im Jahr 1853 erschien diese Sammlung unter dem Titel „Berichte der Augenzeugen über das Münstersche Wiedertäufereich“. Ihr hatte Cornelius es zu danken, daß er im Januar 1854 zum außerordentlichen Professor in Breslau ernannt wurde, ja einige Zeit vorher schon, am 27. Dezember 1853, von der philosophischen Fakultät der Universität Bonn an dritter Stelle für die durch Nischbachs Abgang erledigte ordentliche Professur vorgeschlagen, und hierauf, nach einjährigem Schwanken des Ministers, am 18. Dezember 1854 an die rheinische Universität als ordentlicher Professor versetzt wurde.¹⁾

In Bonn veröffentlichte er seine erste historische Darstellung von größerer Anlage: es war der erste Band der Geschichte

¹⁾ Den Vorschlag hatte Dahlmann gegen Löbell durchgesetzt. Im Ministerium wurde der an erster Stelle vorgeschlagene Wegele abgelehnt; der an zweiter Stelle vorgeschlagene Ficker wurde berufen, lehnte aber seinerseits ab. Gegen Cornelius hatte der Minister das Bedenken, daß er seiner kaum angetretenen Breslauer Professur nicht gleich wieder entzogen werden könne. (Fakultäts- und Kuratorialakten.)

des Münster'schen Aufruhrs. Diesem Werk hatte er's wiederum zu danken, daß er noch vor Ablauf zweier Jahre von Bonn nach München berufen wurde und damit das seiner Laufbahn als Universitätslehrer gesteckte Ziel erreichte.

Bei dem Übergang nach München hatte Cornelius eine zehnjährige Lehr- und Wanderzeit hinter sich, in der sein Geist durch die Beschäftigung mit politischen, kirchlichen und wissenschaftlichen Fragen gereift war. Für seine Schulung in politischen Angelegenheiten war es ein großes Ereignis, daß, als im April 1848 die Wahlen für das Deutsche Parlament auch in Ostpreußen angeordnet wurden, die Wahl des Kreises Braunsberg-Heilsberg auf ihn fiel. Wie der 29 jährige, eben zugewanderte Fremdling das Vertrauen der Wähler gewann, habe ich nicht zu erfahren vermocht; nur davon habe ich seinen damaligen Kollegen, den inzwischen verstorbenen Prof. Andreas Menzel, einmal erzählen gehört, daß er mit einer diesem geistlichen Herrn auffallenden Begeisterung die machtvolle Stellung, die Preußen in dem verjüngten Deutschland gebühre, gepriesen habe. Im Parlament selber mußte er die harten Widersprüche erfahren, zwischen denen sich das deutsche Verfassungswerk bewegte. In der Frage des Reichsverwesers unterzeichnete er zunächst einen Antrag, kraft dessen die deutschen Fürsten und freien Städte zur schleunigen Ernennung des Statthalters aufgefordert werden sollten, gab dann aber, fortgetragen von der Bewegung, die Gagerns kühner Griff hervorgerufen hatte, seine Zustimmung zu der Wahl durch die Nationalversammlung und zu der Erwählung des Erzherzogs Johann, allerdings nicht ohne sich hinterher der Würth'schen Erklärung anzuschließen, daß die Beistimmung zu dem Grundsatz der Wahl nur im Vertrauen auf die Zustimmung der Regierungen zu der zu treffenden Wahl gegeben sei. In dem Streit über das Reichsoberhaupt gesellte er sich der Partei der Großdeutschen bei, die sich am 20. Dezember 1848 im Pariser Hof konstituierte, und entzog sich der ersten Abstimmung über die Übertragung der Würde des Reichshauptes auf einen deutschen Fürsten und über die Erblichkeit derselben, gab dann aber bei der zweiten Lesung, als das Par-

lament vor der Wahl stand, entweder auf Österreich oder auf die Reichsverfassung zu verzichten, zu beiden Bestimmungen sein Ja und wählte am 28. März den König von Preußen zum Kaiser der Deutschen.

Das letzte Ergebnis der Frankfurter Kämpfe war für Cornelius die Erfahrung, daß sich die staatliche Einigung Deutschlands an einem doppelten Widerspruche stieß: an dem Gegensatz der Machtverhältnisse der deutschen Staaten, und an dem alle innern Verfassungsfragen verwirrenden Streit von Konservativen, Liberalen und Demokraten. In letzterer Beziehung befestigte er sich fortan in den Grundsätzen des gemäßigten Liberalismus, in ersterer Hinsicht scheint er erst seit dem neuen Aufblühen der deutschen Einheitskämpfe, seit 1859, die strengeren Konsequenzen seiner großdeutschen Grundsätze gezogen zu haben. Da erschien ihm der dem Frankfurter Fürstentag vorgelegte Verfassungsentwurf so gerecht und nützlich, daß, wie er mir damals sagte, ein vernünftiger Mann nichts dagegen einwenden könne; da sah er in den fortschreitenden Erschütterungen der österreichischen Macht in Italien und Deutschland eine unermessliche Gefährdung des deutschen Wesens durch Slaven, Magyaren und Romanen; von der Stärkung der zentralistischen Bestrebungen in Deutschland fürchtete er Niedergang der Freiheit und geisttötenden Militarismus, und gegen die preußische Politik, die den Krieg von 1866 hervorrief, erfüllte er sich mit leidenschaftlicher Erbitterung. Aber so erregt seine Teilnahme an den öffentlichen Dingen war, den Versuch zum tätigen Eingreifen in dieselben hat er seit 1849 nicht wiederholt. Sichtlich war sein Unabhängigkeitsinn, der Rigorismus seiner Wahrhaftigkeit und die Neigung zum apodiktischen Aussprechen seiner wohl erwogenen Meinung nicht vereinbar mit den Erfordernissen der Parteidisziplin, den Künsten der Agitation und der Geschmeidigkeit des parlamentarischen Redners.

Nicht so lebhaft, aber tief und dauernd war der Anteil, den er gleichzeitig an den im Innern der katholischen Kirchen beginnenden Kämpfen nahm. An die Namen Hermes und Günther knüpfte sich damals das Bestreben, die Dogmen der

Kirche durch die Ergebnisse der neueren Philosophie zu befestigen und zu vergeistigen, aber auch die Erfahrung, daß die Vertreter neuscholastischer Theologie diese Bestrebungen zu vernichten suchten, und daß die Autorität der Indexkongregation und des Papstes ihnen dazu verhalf. Von diesen Streitigkeiten blieb Cornelius nicht unberührt. Brüggemann, in dessen Hause er in der Zeit lebte, da der heranwachsende Knabe zu den Säzen der Religionslehre ein inneres Verhältnis zu gewinnen sucht, war damals ein eifriger Hermesianer; der rheinische Freundeskreis, in den er in Breslau trat, Balzer, Elvenich, Reinkens, stand mitten in dem Kampf für die Günthersche Philosophie. Indes für den eigentlichen Inhalt dieser geistigen Bewegung gewann er kein sonderliches Interesse. „Ich habe, äußerte er mir einmal, meinen Freunden in Breslau gesagt: mit eurer Philosophie lockt ihr keinen Hund vom Ofen.“ Der Grund dieser abwehrenden Haltung dürfte in einer Gedankenrichtung liegen, die auch in seiner Geschichtsschreibung hervortritt. Wer z. B. im zweiten Band seiner Wiedertäufer eine eindringende Entwicklung der Lehren sucht, in denen Zwinglis „Radikalismus“ und dann der Geist der Täufer zum Ausdruck kommt, wird sich durch die Knappheit gerade dieser Abschnitte enttäuscht finden. Natürlich liegt das nicht an einem Mangel des Wissens, wohl aber daran, daß er in der Vergangenheit wie in der Gegenwart den metaphysisch-theologischen Gedankenflügen eine gewisse Geringschätzung entgegenbrachte. Dagegen gab es einen andern Punkt, in dem er die Opposition seiner Breslauer Freunde gegen die Neuscholastiker nicht nur teilte, sondern wohl noch überbot: das war die Unabhängigkeit wissenschaftlicher Forschung. Daß der Gelehrte die Ergebnisse methodisch angestellter Forschungen offen auszusprechen und nicht etwa solange zu verhüllen oder zu modeln habe, bis sie mit dem, was die heutige Hierarchie als Dogma oder als unverlierbares Recht oder als Lebensinteresse der katholischen Kirche ansieht, übereinstimmen, das war ihm wohl von Anfang an selbstverständlich, und der entgegengesetzten Forderung hat er nie ein Zugeständnis gemacht.

Bald traten noch andere Streitfragen hinzu. Im Frankfurter Parlament hatte er einen Antrag unterzeichnet, der als „Grundrecht“ die volle Unabhängigkeit der Religionsgesellschaften, vor allem natürlich der katholischen Kirche, von jeglicher Beteiligung der Staatsgewalt an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten, besonders auch an der Besetzung der geistlichen Ämter und dem Besitz und der Verwendung des Vermögens, forderte: er tat es in dem schwärmerischen Vertrauen, daß im Licht der Freiheit auch die Kirche von den Versuchen zur Unterwerfung der Staatsgewalt abstehen werde. Noch früher hatte er das superstitiöse Element im katholischen Kultus, wie es sich in den Auswüchsen der Heiligen- und Reliquienverehrung kundgibt, mißbilligt: er hoffte dabei, daß die Ausschreitungen noch in Schranken zu halten seien. In beiden Voraussetzungen sah er sich nun durch den Geist, den die Regierung Papst Pius' IX. entfesselte, getäuscht. Da hörte denn Reinkens schon in Breslau das gereizte Wort von ihm: am schlimmsten ist es, wenn die Pfaffen regieren. Und als der Papst im Dezember 1854 die Lehre von der unbefleckten Empfängnis verkündete, wurde er, wenn eine früher von befreundeter Seite mir einmal gemachte Mitteilung richtig ist, sich vollends des Gegensatzes bewußt, der ihn von der obersten Leitung der katholischen Kirche trennte. Er wollte dieser Kirche angehören, aber manchen Geboten und Lehren ihrer Hierarchie stellte er sich schon so frei gegenüber, daß er, als er nach München kam, als korrekter Katholik im römischen Sinne nicht mehr gelten konnte.

Öffentlich trat er indes auch in kirchlichen Angelegenheiten nicht hervor; seine öffentliche Wirksamkeit galt vielmehr ausschließlich dem wissenschaftlichen Beruf. Hier aber zog er anfangs den Umfang seiner Tätigkeit weit oder eng, je nachdem er als Lehrer das Bedürfnis seiner Zuhörer oder als Forscher die Anforderungen einer alles durchdringenden Gründlichkeit zu erfüllen suchte. Im akademischen Vortrag strebte er Mittelalter und Neuzeit vollständig zu umfassen, in Breslau z. B. durch Vorlesungen über christliche Zeit, erster und zweiter Teil, über Reformationsgeschichte und über allgemeine Geschichte von 1648

bis 1848. In seiner Forscherarbeit dagegen beschränkte er sich damals, wie in der späteren Zeit, streng auf die Reformations-epoche: nur zwei Abhandlungen, über die Gründung der Liga und den großen Plan Heinrichs IV., greifen über diese Grenzen hinaus. Die Vorzüge, die Cornelius als Forscher und Geschichtsschreiber auszeichnen, traten gleich in seinen ersten Arbeiten, vollends in dem zweiten, im Jahr 1860, erschienenen Band seines Münsterischen Aufruhrs hervor. Sie liegen in erster Linie in der genauen, nach Vollständigkeit strebenden Aktenforschung, in der scharfsinnigen, mit heller Anschauung des lebendigen Zusammenhangs der Vorgänge vollzogenen Kombination der zahllosen Zeugnisse und Tatsachen. Nicht leicht konnte man eine größere Spannung der Aufmerksamkeit beobachten, als sie Cornelius bei der Sammlung und Prüfung seiner Quellen betätigte; er konnte von sich sagen, daß er Seiten lang erzepiere und kopiere, ohne sich ein einziges Mal zu verschreiben. Mit einer um den Zeitpunkt der Vollendung unbekümmerten Geduld suchte er bei Sammlung der urkundlichen Quellen dem Ideal der Vollständigkeit so nahe als möglich zu kommen, und wenn er sich endlich zur Ausarbeitung entschloß, so hütete er sich vor Gedankenprüngen oder gewagten Kombinationen: wo ein Mittelglied in dem Verlauf der Ereignisse fehlte, machte er den Leser darauf aufmerksam. Zustatten kam ihm sein künstlerischer Sinn. In seinem Münsterischen Aufruhr zerlegte er nach dem Muster Gibbons die Darstellung in eine Folge ganz kleiner Abschnitte, deren jeder ein Moment des großen Verlaufs, wie in ein Bildchen gefaßt, enthielt, und die alle sich zu einem klar gegliederten Ganzen zusammenschlossen. Natürlich wurde bei einer so vollkommenen Verarbeitung des Stoffes auch der Stil ein eigenartiger. Der Schilderung persönlicher Taten und Geschehnisse konnte man wohl mehr Anschaulichkeit und Kraft, der Erzählung im ganzen helleren und leichteren Fluß wünschen, aber überall war der Ausdruck edel und maßvoll, die Sätze so wohl aneinander gefügt, wie es dem folgerechten Gedankengang entsprach, und nur da erhob sich die Rede zu höherem, dann aber auch stets ergreifendem Schwung, wo die Größe menschlicher Gedanken

und Geschichte es erforderte; im einzelnen war alles so sorgfältig ausgearbeitet und gefeilt, daß man wohl sagen konnte: in den Grenzen seiner Eigenart war dieser Stil nahezu vollendet. Es war eben ein ganzer Mann, der einem hier, wie in allem, was Cornelius anfaßte, entgegentrat.

Verständnis in weiteren Kreisen konnten freilich diese Arbeiten schwer gewinnen. Für die große Masse waren sie zu speziell; den katholischen Parteimännern mißfiel die Darlegung des Zustandes geistiger und sittlicher Lähmung, in der die alte Kirche den Sturm des Humanismus und der Reformation über sich ergehen ließ; die unbedingten Bewunderer der Reformation fühlten sich abgestoßen, durch das schneidende Urteil, daß unmittelbar (dieses „unmittelbar“ ist übrigens in Cornelius' Sinn zu betonen) durch den Sieg von Lutheranern oder Reformierten kein Aufschwung des religiösen Geistes hervorgerufen sei, und auch unbefangene Historiker hatten ihre Einwendungen gegen die beiden Grundanschauungen, daß nämlich erstens die staatliche Einigung Deutschlands unter Maximilian unter der Leitung besserer Staatsmänner wohl hätte gelingen können und, wenn gelungen, einen einheitlicheren, den vollen Bruch mit dem Überlieferten vermeidenden Verlauf der kirchlichen Bewegung zur Folge gehabt hätte, daß zweitens der Sieg der Reformation, wenn die Kirche sich noch „der Gesundheit und Blüte vergangener Zeiten“ erfreut hätte, nicht erfolgt wäre, also in Wahrheit nur aus einer vorübergehenden Gestaltung sittlicher und politischer Zustände zu erklären sei. Indes seinen unbefangenen Gegnern zeigte Cornelius selber den Weg zur Verständigung, nämlich die vorurteilslose Forschung, die zu fortschreitender Verbesserung und Vertiefung der Grundanschauungen führen soll.

Auf diesen Weg die Studierenden, die sich seiner Leitung anvertrauten, zu führen, das war denn auch das Ziel, welches sich Cornelius im Fortgang seiner Lehrtätigkeit steckte. Zuerst in Bonn hatte sich's an dem jungen Kampschulte, der ihm eine reformationsgeschichtliche Doktorarbeit vorlegte, erprobt, wie mächtig seine strenge Kritik und sein fester Rat einen talentvollen und eifrigen Schüler zu fesseln vermochte. Als er nun nach

München zog, war er von frischen Erwartungen erfüllt, da der Minister Zwehl ihm den Eintritt in die Direktion des zu gründenden historischen Seminars zugesagt hatte.¹⁾ Hier jedoch erlebte er eine verhängnisvolle Enttäuschung. Wie er sich zum Antritt des neuen Amtes dem Minister vorstellte, erklärte ihm dieser, daß er seine Zusage nicht halten könne, da man dem gleichzeitig ernannten Heinrich von Sybel die alleinige Leitung des Seminars habe zugestehen müssen. Mancher andere würde dieses unkollegiale Vorgehen damit beantwortet haben, daß er gegen den Nebenbuhler eine akademische Fehde begonnen und sich unter Lehrern und Schülern einen Anhang geschaffen hätte. Indes so tief Cornelius die Kränkung empfand, so unbedingt verabscheute er jede Vermischung seiner persönlichen Interessen mit der Berufstätigkeit. Er begnügte sich also, die aus früherer Zeit stammenden freundlichen Beziehungen zu Sybel, ohne den Versuch einer persönlichen Aussprache²⁾, abzubrechen und vor dem Kollegen, der auch noch das geschichtliche Examen der künftigen Gymnasiallehrer für sich allein in Beschlag nahm, in den Schatten zu treten, ein Verhältnis, das sich unter Sybels Nachfolger Giesebrecht wohl hinsichtlich der freundlichen Beziehungen der Kollegen, nicht aber in der Sache änderte.

Es war eine Niederlage, die Cornelius erlitten hatte, und sie blieb nicht ohne tief greifende Folgen. Mit einem wenig freundlichen, freilich auch das Einzelne leicht verallgemeinernden Urteil betrachtete er jetzt den unsere Universitäten vielfach verunzierenden Geist der Parteiung und Intrigue, vermöge dessen so oft der Geschichte und Skrupellose emporsteigt, der Zurückhaltende und Gewissenhafte niedergehalten wird: es bleibt, sagte er mir einmal in einer plötzlichen Explosion, für den, der an diesem Unwesen keinen Teil haben will, nichts übrig, als dem Ehrgeizigen die Ehren zu überlassen und selber anspruchlos seine Pflicht zu tun. Seine Pflicht nun hatte er bisher in dem Sinne getan, daß er in seinen Vorlesungen dem nächsten Be-

¹⁾ Ich erzähle wieder, was mir Cornelius über diese Dinge im Spätherbst 1891 mittheilte.

²⁾ Dies nach Sybels Mitteilung.

dürfnis der Zuhörer zuliebe große Zeiträume in übersichtlicher Darstellung vorzuführen suchte, während seine eigene Neigung ihn mehr dazu trieb, enger begrenzte Epochen zu behandeln und hierbei dieselben Eigenschaften gründlicher Durchforschung und künstlerischer Verarbeitung zu pflegen, die seine Schriften auszeichneten. Sollte er jetzt, da als der Leiter des historischen Studiums ihm ein anderer vorgezogen war, nicht dieser Neigung folgen dürfen, und zwar in der Weise, daß Vorlesungen von engerem Umfang und größerer Fülle den von Sybel gehaltenen umfassenderen Kollegien zur Seite traten? Er bejahte diese Frage, zog sich allmählich von der Behandlung des Mittelalters zurück und beschränkte sich bald auch in der neueren Zeit auf drei Zeiträume: Reformation, Revolution und neunzehntes Jahrhundert. Im Mittelpunkt seiner Darstellung standen die Wandlungen der Machtverhältnisse im Innern und in den äußeren Beziehungen der Staaten, Leben gewann der Vortrag durch die Charakteristik der führenden Personen und Gemeinschaften, auch wohl durch eine einigermaßen subjektive Kritik über die Art, wie die Staatsleiter es hätten machen sollen und nicht gemacht haben; vor allem aber wußte er durch die Tiefe des Mitgeföhls, die Wucht des sittlichen Urteils und die Pracht der Rede seine Zuhörer hinzureißten: oft, wenn er die ihm anhaftenden Mängel des Nachlässigen und Gesuchten abstreifte, erhob er sich zur Höhe des vollendeten Redners.

Auf diesem Wege voranschreitend, schuf er seit dem Semester 1859/60 auch eine Ergänzung des historischen Seminars, indem er in seinem Studierzimmer mit wenigen auserwählten Schülern Übungen auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte anstellte. Sein Verfahren war, daß er den Gang von Untersuchungen, die ihn gerade beschäftigten, den Zuhörern mit der ihm eigenen Klarheit und strengen Folge der Gedanken vorführte, daneben Arbeiten über Fragen, die er selber stellte, und die neue Ergebnisse versprochen, beurteilte. Mit liebevollem Eingehen pflegte er seinen Schülern zu zeigen, was in ihren Arbeiten zutreffend und versprechend, was falsch oder flüchtig war; sein Urteil beruhte auf genauer Erwägung und war so klar und bestimmt,

daß es den Eindruck eines unverbrüchlichen Wahrspruchs machte. Von der Kritik zu positiven Weisungen und Vorschlägen, wie die Arbeit im einzelnen zu ändern oder anzulegen sei, pflegte er jedoch nicht voranzuschreiten: man macht dann, meinte er, die Schrift selber, statt daß der Schüler sie macht. Allerdings konnten bei dieser Zurückhaltung einerseits, und andererseits bei der oft übertrieben lautenden Strenge seiner Forderungen nur Studierende, die selber zu denken verstanden, der Gefahr des Verzagens oder der endlosen Kleinarbeit entgehen. Cornelius wünschte aber auch nur Schüler, die selbständig dachten, er freute sich, wenn sie eigene Wege einschlugen, und mit fast übertriebener Scheu wies er jeden Gedanken zurück, daß er bei Förderung wissenschaftlicher Arbeit irgend einen persönlichen Zweck verfolgen könne.

Bald gingen denn auch Doktordissertationen von selbständigem Wert aus diesen Übungen hervor, so die Reformationsgeschichte Memmingens von Rohling (1864), die Schrift über Donauwörth von Loffen (1866), die Untersuchung über die zwölf Artikel von Baumann (1871). Eine noch umfassendere Leitung wissenschaftlicher Arbeit hoffte Cornelius auszuüben, als auf seinen Antrag die neu gegründete Historische Kommission die Herausgabe der auswärtigen politischen Korrespondenz der Fürsten des Hauses Wittelsbach für das Jahrhundert von 1550—1650 beschloß (1860). Allerdings erlebte er dabei wieder insofern eine Enttäuschung, als die Kommission das Unternehmen ihm nicht als einheitliches übertrug, sondern es in drei Abteilungen unter drei besonderen Leitern zer schnitt, wobei ihm selber die Herausgabe der bayerischen und kurpfälzischen Akten für die Zeit von 1600—1650 zufiel. Aber wie nun für die Zusammenstellung des Materials von den Leitern jüngere Mitarbeiter anzustellen waren, so kamen jetzt nicht Studenten, sondern solche, die ihre Studien bereits abgeschlossen hatten, um sich Cornelius' Führung zu unterstellen: zuerst ich selber (1862), dann August von Druffel (1864, nur formell war er Löhner untergeordnet), schließlich Felix Stieve (1867). Jeder von uns öffnete sich in seiner besonderen Weise dem starken Einflusse des Führers, aller-

dings mehr in unserer gesamten wissenschaftlichen Entwicklung, als in der besonderen Arbeit der Aktenausgabe. Denn so tatkräftig Cornelius auch in letzterer Beziehung eingriff, indem er für bestimmte Punkte — Gründung der Liga, Politik Heinrichs IV. in den Jahren 1609/10 — sich unmittelbar an der Quellen-sammlung beteiligte, daneben umfassende Orientierungen in vielen Archiven vornahm, so brachte es doch seine oben berührte Art der Unterweisung mit sich, daß seine Mitarbeiter ihre eigenen Wege, und diese wieder nach verschiedenen Richtungen, gingen. Da außerdem für das ganze Unternehmen die Trennung in drei Abteilungen der Aufstellung eines einheitlichen Editionsplanes von vornherein im Wege stand, so hatte jeder einzelne Arbeiter seine besondere Publikation zu vertreten.¹⁾

Inzwischen gingen die Jahre voran. Wenn Cornelius, als er fünfzig Lebensjahre vollendet hatte, zurückblickte, so konnte er doch mit seinen Erfolgen zufrieden sein. Seine Vorlesungen hatten zahlreichen, gelegentlich sogar sehr zahlreichen Besuch gewonnen, unter seinen Kollegen hatte ihm die Gründlichkeit seiner Leistungen, seine über viele Schärfsen und Schroffheiten hinweg-helfende unbedingte Wahrhaftigkeit und Uneigennützigkeit eine noch immer wachsende Achtung erworben, und auch an innigen Beziehungen, die das Gemüt frisch erhalten, fehlte es ihm nicht. Als ein Mann starker Antipathien und Sympathien wählte er streng, bevor er seine Zuneigung verschenkte. Dann aber war er ein Freund von felsenfester Treue und innigem Mitgefühl,

¹⁾ Eine zusammenhängende Reihe von 1559—1610 bilden trotz vieler Abweichungen im einzelnen die von Kluckhohn, v. Bezold und mir herausgegebenen kurfürstlichen Akten. Größere Ungleichmäßigkeiten weist die bayerische Abteilung auf: Druffel behandelt die Jahre 1547—55 vom Standpunkt der Reichsgeschichte; Goetz wurde angewiesen, die Jahre 1556 bis 1578 lediglich vom Standpunkt des Landsberger Bundes zu behandeln, worauf Stieve wieder für die Zeit von 1591—1607 in zwei mächtigen Einleitungsbänden die gesamte Reichsgeschichte darstellte und in dem folgenden Aktenband für das Jahr 1608 bis Mitte 1609 die Akten sowohl Bayerns und der katholischen Reichsstände, als des Kaisers und des Hauses Oesterreich herausgab. Wieder anders angelegt ist der die Zeit von Januar bis Oktober 1611 umfassende Band von A. Chroust.

geradezu dankbar, wenn ihm Gelegenheit geboten wurde, Hilfe zu erweisen, überhaupt mehr darauf angelegt, zu geben als zu empfangen. So hatte er sich ein nach außen ziemlich abgeschlossenes, nach innen aber desto wärmeres Familienleben geschaffen, und in einem kleinen Kreis anhänglicher Freunde pflegte er einen regen Austausch der Meinungen und Erfahrungen. Auch seiner Neigung zu großartiger Freigiebigkeit konnte er frei nachgehen, da in seinem Hause im Gegensatz gegen die schwere Zeit der Jugend sich der Überfluß eingestellt hatte.

In dies behagliche Leben griffen nun noch zwei Vorgänge ein, welche für den weiteren Verlauf desselben bestimmend wurden. Der erste entsprang auf dem Boden wissenschaftlicher Arbeit.

Während er in übergründlicher Forschung noch immer in den Vorarbeiten für den dritten Band seines Münsterschen Aufzugs verstrickt blieb, traf ihn die Nachricht, daß sein am 3. Dezember 1872 verstorbenen Freund Kampfschulte das Manuskript des zweiten Bandes seines Calvin ihm vermacht habe zur freien Entscheidung, ob es ganz, teilweise oder verbessert herausgegeben werden sollte. Zudem er nun die Arbeit des Freundes durchging, mußte er sehen, wie einige maßgebende Publikationen erst nach Abschluß derselben hervorkamen, wie die Archive von Genf und Bern, vor allem die Genfer Ratsprotokolle, zwar von Kampfschulte, dann wieder von Roget durchgearbeitet waren, aber doch nicht mit solcher Vollständigkeit, daß nicht eine erneute Ausschöpfung die Wechselfälle der Genfer Parteikämpfe, die Vermischung kirchlicher Ideale und politischer Machtfragen genauer und vollständiger an den Tag bringen mußte. Da faßte er denn mit großartiger Selbstverleugnung den Beschluß, das von ihm so hoch geschätzte Werk durch eine erschöpfende Nacharbeit zu ergänzen: der Geschichtsschreiber der Wiedertäufer wurde zum Calvinforscher. Jahre lang erschien er jetzt als ständiger Gast in den Archiven von Genf und Bern, seine Vorlesungen über Reformationsgeschichte teilte er — allerdings nicht zum Vorteil des Besuchs — in zwei besondere Kollegien über lutherische und kalvinische Reformation, und von 1886—99 veröffentlichte er

eine Reihe von Abhandlungen, in denen er die Frage stellte: wie ist Genf kalvinisch geworden? — eine Frage, die er zu beantworten suchte, indem er mit eindringendster Prüfung die Kämpfe und Wandelungen seit dem ersten Einzug Calvins in Genf bis mitten in die Zeit des Ringens um die Unterwerfung der Stadt unter den Geist des Reformators, bis ins Jahr 1548, Schritt für Schritt verfolgte. Es war beinahe die Hälfte des gedruckten ersten Bandes und etwa ein Viertel des ungedruckten zweiten Bandes des Kampfschulteschen Werkes, zu dem er diese Abhandlungen als Grundlage für eine Umarbeitung vorlegte. Schlimm war es, daß diese Vorarbeiten nicht bis zum Ende gediehen, und daß daher die Umarbeitung selbst gar nicht in Angriff genommen werden konnte: der zweite Band des Kampfschulteschen Werkes blieb also im Verschluß, bis er endlich, da Cornelius' Kräfte für die Vollendung der gewaltigen Arbeit versagten, durch W. Goetz unverändert zum Druck befördert wurde (1899).

Der zweite für Cornelius' Leben entscheidende Vorgang war das vatikanische Konzil. Wie er sich von vornherein darüber klar war, daß die dieser Versammlung zugedachten Beschlüsse auf die Verdammung alles dessen, was ihm für eine würdige Entwicklung des kirchlichen Lebens erforderlich schien, hinausgehen mußten, so wählte er auch seine Stellung mit gewohnter Bestimmtheit. Als ich ihm einmal von den formalen Einwendungen gegen die Gültigkeit des Konzils sprach, erwiderte er kurz: ein Konzil ist überhaupt nicht berechtigt, uns Unsinn vorzuschreiben. Nach dem Erscheinen der *constitutio dogmatica de ecclesia* sah er sich demgemäß vor der Wahl, entweder gleichgültig der hierarchischen Autorität den Rücken zu kehren oder auf dem Boden der Kirche den Kampf gegen ihre Häupter zu wagen. Durch Anschluß an die altkatholische Bewegung entschied er sich für das Letztere. Nicht jedoch, daß er sich dabei mit kühnen Hoffnungen trug. In einem Vortrag in der Akademie vom 1. Juni 1872, in dem er seinen alten Satz wiederholte, daß in den Massen, die der Reformation zum Siege verholfen, die rein religiösen Antriebe verhältnismäßig gering gewesen seien, bemerkte er, daß sich diese Erscheinung im kleinen

in der altkatholischen Bewegung wiederhole; und der Versammlung, die in den Pfingsttagen 1871 im Hause des Grafen Moxtagte, rief er zu: „täuschen Sie sich nicht, meine Herren, ihre Kraft liegt nur in der Negation.“ Mißtrauisch zurückhaltend, stimmte er auch — allein mit Döllinger und Stumpf — bei dem Münchener Kongreß vom September 1871 gegen den Antrag auf planmäßige Gemeindebildung. Als aber die Mehrheit gegen ihn entschieden hatte, nahm er teil an der Bischofswahl (3. und 4. Juni 1873), trat in die Synodalrepräsentation und übernahm den Vorsitz in dem Zentralkomitee für katholische Reformbewegung in Süddeutschland. Mit doppelter Stärke jedoch kehrte sein Mißtrauen wieder, als die Synode von 1878 die Zölibatpflicht der Geistlichen aufhob. Von da ab entsagte er der aktiven Beteiligung an den altkatholischen Dingen, ohne sich jedoch dem Gemeindeverband zu entziehen.

Die kirchlichen Zerwürfnisse wirkten auch auf Cornelius' Lehramt zurück. Als der ihm wenig gewogene Minister Luz im Jahr 1885 dem siebenjährigen Giesebrecht einen Nachfolger ernannte, dehnte er dieselbe Maßregel auf den vier Jahre jüngeren Cornelius aus. Noch setzte letzterer einige Jahre seine Vorlesungen fort, aber als auch er das siebenzigste Lebensjahr vollendet hatte, gab er sie auf. Im November 1897 mahnte den jetzt Achtundsiebenzigjährigen ein Schlaganfall an das Ende. Dank strenger Vorsicht und der liebevollen Pflege der Seinigen verlängerte er sein Leben noch um reichlich fünf Jahre, dem gelehrten Schaffen entsagend, aber in unermüdlicher Lektüre stets mit dem geistigen Abbild der Welt beschäftigt. Bevor dann der bei seinem Leiden drohende Verfall der Geisteskräfte eintrat, befreite ihn der Tod, dem er fest und ruhig entgegengesehen hatte.